

Benedikt Buchner

**Schmale/Tinnefeld: Privatheit im digitalen Zeitalter, Böhlau Verlag 2014, ISBN 978-3-205-79529-2**

Wolfgang Schmale und Marie-Theres Tinnefeld hätten für das Erscheinen ihrer Schrift „Privatheit im digitalen Zeitalter“ keinen besseren Zeitpunkt wählen können. Das Buch ist eine Streit-, viel mehr aber noch eine Denkschrift. Sie gibt dem Leser das, was in der hyperventilierenden Debatte um Sicherheit und Privatheit mehr denn je wichtig ist: „jenen Abstand, den die Zivilgesellschaft einnehmen können muss, um Wert, Notwendigkeit, Bedrohung, Beeinträchtigung von Privatheit und Selbstbestimmung heute zu ermessen“ (S. 12). Man merkt dem Buch von der ersten bis zur letzten Seite an, dass hier zwei Autoren zum Thema Privatheit geschrieben haben, für die das Denken über und das Streiten für Recht, Freiheit und Demokratie ein Teil ihrer Lebensgeschichte geworden ist.

Das Werk von Schmale und Tinnefeld gliedert sich in sieben Kapitel, die Privatheit aus den verschiedensten Blickwinkeln heraus betrachten – juristisch, kultur-, sozialgeschichtlich. Den Autoren geht es nicht zuletzt auch darum, das Recht auf Privatheit wieder „sinnenfällig“ zu machen. Zwar wird in Zeiten von Prism und Co über Datenschutz viel gestritten. Tatsächlich aber verdeckt die kleinteilige Diskussion darüber, wer wo unter welchen Voraussetzungen welche Daten für welchen Zweck verarbeiten darf, dass es bei Privatheit um viel mehr geht als um die Frage, wem welche Daten gehören. Privatheit ist ein uraltes kulturelles Vermächtnis, sie ist ein „Quellcode der Freiheit des Einzelnen und der offenen Demokratie“ (S. 11) und eben dies wollen uns Tinnefeld und Schmale mit Bildern, mit neuen Perspektiven und Parabeln wieder zu Bewusstsein bringen.

Eines der wirkkräftigsten Bilder ist dabei sicherlich das Bild vom Garten als Ort der Privatheit, wie es Tinnefeld im ersten Kapitel des Buchs entwirft: der Garten als Refugium, als Ort der Gelassenheit und des offenen Gesprächs und vor allem auch als ein Freiraum im Verhältnis zu Diktaturen. Tinnefeld bringt eine Fülle von Beispielen für die Symbolkraft des Gartens als Trutzburg gegen staatliche Vereinnahmung und Überwachung. Wer ein weiteres aktuelles Beispiel hinzufügen möchte, das die Ausführungen der Autorin mehr als nachdrücklich bestätigt, sei auf den Gezi-Park in Istanbul verwiesen.

Dass uns das Buch von Schmale und Tinnefeld ganz neue Perspektiven der Privatheit eröffnet, liegt dann vor allem auch an den geschichtlichen Ausführungen. Wenn Wolfgang Schmale im Kapitel zur Privatheit als Geschichte der informationellen Selbstbestimmung einen Blick über Jahrhunderte zurückwirft, macht er uns gerade dadurch bewusst, welche Herausforderungen das digitale Zeitalter für uns birgt. Unsere Persönlichkeitsstruktur hat sich über die Jahrhunderte nicht wesentlich geändert, die Welt um uns herum aber ist eine ganz andere geworden, vor allem auch mit ganz anderen Regeln und Sanktionen. Gab es früher so etwas wie eine Kultur des Vergebens und Vergessens, gilt heute, dass das Internet nichts vergisst. Oder unser Umgangston: Jahrhundertlang konnten wir gut damit leben, dass dieser oftmals grob, unhöflich und rücksichtslos war (S. 54). Die Sprengkraft eines solchen Umgangstons in der Online-Welt ist aber eine ganz andere, nicht nur

für die Opfer (Stichwort Cybermobbing), sondern auch für die Täter – Schmale verweist beispielhaft auf die zahlreichen Kündigungsprozesse nach abfälligen Äußerungen über den Arbeitgeber auf Facebook

Detailliert wird auch die Geschichte der „informationellen Fremdbestimmung durch den Staat“ nachgezeichnet, eine Fremdbestimmung, die sich in totalitären Staaten bis hin zu einer Enteignung selbstbestimmter Intimität auswuchs. Vieles von dem, was sich in der geschichtlichen Darstellung zu Privatheit und Überwachung nachlesen lässt, ist uns als Denk- und Argumentationsmuster auch aus der Gegenwart hinlänglich bekannt: die Prävention als Allheillegitimation für staatliche Überwachung, die enge Wechselbeziehung zwischen dem Produzieren und Sammeln personenbezogener Daten einerseits und dem Prozess der Normierung von Individuen andererseits, die Anthro- bzw. Biometrie als staatliche Hoffnungsträger für eine sichere Identifizierung usw.

So sinnhaft das Bild vom Garten als Ort der Privatheit ist, so bedrückend (und aktuell) ist Kafkas Parabel „Der Bau“, auf den sich die Autoren ebenfalls beziehen. Die Erzählung vom perfekt gesicherten Bau, der seinem Erbauer keine Freiheit verschafft, sondern eher in einer paranoischen Fantasie endet, steht in der Tat „quer zur perfekten Sicherheitsarchitektur als Ordnungsmuster“ (S. 104). Das Anliegen von Tinnefeld und Schmale ist es, diesem Sicherheitskult mit der Kultur einen Kontrapunkt zu setzen: mit einer Kultur der Privatheit, ergänzt durch eine Kultur der Öffentlichkeit (Kapitel V – Öffentlichkeit, Geheimhaltung und Privatheit) und eingebettet in eine Rechtskultur (Kapitel VI – Privatheit im Bild einer Identität durch Grundrechte).

„Der Fisch, so heißt es, wird sich des Wassers erst bewusst, wenn ein Zufall oder ein Unfall ihn an die Wasseroberfläche und an die Luft bringt. So ähnlich kann es dem Menschen gehen, wenn seine Freiräume verschwinden“ (S. 95). Die Schrift von Schmale und Tinnefeld ist deshalb so wertvoll, weil sie uns auf ebenso ruhige wie eindringliche Weise die Existenz und den Wert von Privatheit zu Bewusstsein bringt. Nach dem Lesen des Buchs wünscht man sich vor allem eines: Dass sich all die Zuckerbergs, Eric Schmidts und Keith Alexanders dieser Welt in einem abgeschiedenen Garten ein paar Stunden Zeit und dieses Buch zur Hand nehmen, um sich von Tinnefeld und Schmale den Wert der Privatheit vermitteln zu lassen.